



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Düsseldorf Und Die Rheinisch- Westfälische Städtepolitik - Und Was Hat Die Kunst Davon

DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 19

Jahr 1

5. 3. 1921

DÜSSELDORF UND DIE RHEINISCH- WESTFÄLISCHE STÄDTEPOLITIK — UND WAS HAT DIE KUNST DAVON

Die soziologischen Umschichtungen der letzten Jahre mit ihren gesellschaftlichen Neubildungen und jener psychologisch so schwer zu durchdringenden Spezies der Zwischenstufen lassen nur sehr unklar das Verhältnis erkennen, in dem die lebende Kunst und das „lebende“ Publikum zu einander stehen. Man wird in diesem und manchem Sinne gedanken- und unruhvoll bewegt, wenn man heute durch die rheinisch-westfälischen Industriestädte streift. Vor Jahren verkörperten diese Niederlassungen den charakterlosesten und trübseligsten Begriff, den man mit dem Worte Provinzstadt überhaupt verbinden kann. Für einen irgendwie musisch eingestellten Menschen gab es schlechterdings nichts Niederdrückenderes, Chaos totgelittener Jahre Aufwühlenderes, als so ein stundenweiser Zufallsaufenthalt in Essen oder Bochum. Das ist heute nicht mehr so. Es gibt dort Architektur. Es gibt allerlei nicht unwitzige Schaufensterauslagen. Es wird dort zuweilen sehr anständig Theater gespielt. Woher kommt das mit einem Male? Das ist eine ganz schwierige Frage. Konversationsmäßige Erklärungen dafür sind ja zwar an den Fingern herzuzählen. Aber sie besagen nichts in dem Sinne, in dem ich von „Frage“ spreche. Irgend ein paar neue Leute, die der Zufall der Existenzführung dahin verschlägt, machen eben mal was Neues. Und ein paar Einsame, die da harrend und hoffend im Trüben hockten, finden sich immer, die dann mittun. Dabei ist weiter nichts zu verwundern. Aber davon kann sich dergleichen nicht am Leben erhalten. Es muß irgendwie eine naive Gefolgschaft da sein. Woher kommt die? Eine Erklärung, die nahe läge und wirklich etwas „erklärte“, wäre die, daß hier wie überall die jüdische Intelligenz gemeindebildend voranginge. Aber es scheint doch nicht an dem zu sein, wenigstens längst nicht in dem Maße, wie beispielsweise in Mannheim oder gar Berlin. Was aber ist es dann? Vielleicht ein generelles Qualitätsempfinden, das an diesen Stätten der Werksdisziplin durch Schutt und Kohlenstaub nach

oben quoll? Oder sollte am Ende gar etwas Wahres daran sein, daß (wie man zuweilen ketzerisch und uneingestandenerweise wohl dachte), in der „neuen“ Gesellschaft ein in Wahrheit NEUER Typ von Mensch hochkommt, der von schlissigen Formen und Formeln unbeschwert, die Zwischenstufe der Peinlichkeit und Lächerlichkeit überspringt und, geradlinig und stark, gleich mitten drin ist in den neuen Dingen . . . ?!

Wie dies auch sei: jedenfalls ist das Erwachen, das geschieht, ein gutes und ernstes Ding; ist der Ehrgeiz dieser Städte und dieser ganzen Gegend von dem rheinischen Kunstzentrum Düsseldorf loszukommen eine starke Realität; ist die städtepolitische Perspektive dessen so ziemlich das Interessanteste, was uns an diesem Landstrich Klebenden in den nächsten Jahren bevorsteht. Man darf neugierig sein (denn man kann sich durchaus noch kein Bild davon machen) von welcher Ecke seiner gemeinwesenschaftlichen Seele aus unsere seltsam vermurkste Vaterstadt eines Tages den Dreh zu kriegen sucht, um sich wieder (oder überhaupt einmal) ordentlich in den Sattel zu setzen. Die schwerste Hemmung liegt beim Publikum. Das „alte“ ist mit ganz wenigen Ausnahmen in einem Grade verspießert, der keine Hoffnung zuläßt. Diese Generation ist aufzugeben. Man muß sie im Stadttheater sitzen sehen, die Vertikow und Paneelsofaleutchen und ihren von Zimmermanns Zeiten her noch ablaufenden Klassiker schlemmen oder ihren „Zar und Zimmermann“: und man fühlt dies mit Elendstiefe! Wobei er keinen Unterschied ausmacht, ob es tatsächlich der Jahreszahl nach eben diese Generation wirklich ist, oder ob die bezopfbänderten Ableger es sind, die die Abonentensessel drücken. In jedem Falle: schaudervoll, höchst schaudervoll! Die Jöhren lassen fürchterlich die Madamigkeit der erwachsenen Mama vorahnen, auch sie werden gesinnungstramm mit der Marlitt großgesäugt, wie einst im Mai Das Alles hat sich hierzulande ganz fabelhaft konserviert, beinahe imponierend. Es lebt noch in fürchterlicher Rüstigkeit, sage ich, dies gute alte Düsseldorf unserer Tertianerjahre. Täuschen wir uns nicht darüber! Und das „neue“ Publikum? Es scheint jene interessante Spielart, von der ich mit Bezug auf Essen, Bochum und Umgegend sprach, hier vorerst noch zu fehlen. Vielleicht, weil in den entscheidenden Jahren, eben den Jahren, die es wirtschaftumwälzend nach oben warf, Düsseldorf doch wohl mehr nach der Handels- als nach der Industriestadt gravitierte; das will heißen, daß zwischen Arbeitenden, die zu leben-

stark und nicht dumm genug sind, um nicht „auch“ zu schieben, und Schiebern, die nie gearbeitet haben, ein kleiner Unterschied ist Wobei wohlgemerkt, von „Schieben“ und „Arbeiten“ nicht bloß im Kriegs-, Revolutions- und Wiederaufbaujargon gesprochen wird, sondern in jenem weiteren Sinne, in dem es (abseits von Heuchelei) immer auch im Wilhelminischen Zeitalter erlaubt war, unsere erwerbsinstinktstarken Mitbürger zu kategorisieren Nun, eine nahe Zukunft wird es lehren. An den Zusammenbruch glaube ich nicht. Wenigstens nicht hier für uns an der Westgrenze. Auch nicht wenn Staatsbankrott und weitere Besetzung kämen. Auch dann wird in irgend einem Sinne hier „gelebt“ werden. Und auch selbst dann wird zu diesem „Leben“ irgendwie ein Stück Geist und Kunst mit dazu gehören. Und auch dann kommt es noch sehr darauf an und hängt noch allerlei davon ab, ob dieses Wenige gut oder schlecht gemacht wird Also das Problem, von dem die Rede ist, lebt und wird leben. Es wird so völlig auch vom Ärgsten nicht hinabgetrudelt, daß es Fliegenfängerei wäre, sich jetzt und nächstens und immer darum zu sorgen. Und darum wollen wir schüren und peitschen, daß in Düsseldorf jeder, den es angeht, sich dafür einsetzt, daß der Wettstreit um die Führung im westfälischen Rheinland jedenfalls der Kunst irgendeine Frucht trage, ganz gleich ob Düsseldorf diese Führung nun neu erringen oder endgültig abtreten wird. Die Entscheidung wird auf den Brettern fallen. Nicht auf Ausstellungen, nicht in Hör- und Konzertsälen. Und damit gewinnt unser Appell bestimmtere Schallrichtung. Mit dem Schauspielhaus steht es nicht mehr, mit dem Stadttheater noch nicht gut. Es fängt an unverständlich zu werden, daß nicht wenigstens aus diesem engeren Wettbewerb schon ein Funke der Tat zu sprühen beginnt, auf die es in jenem größeren bald ankommen wird! Will das streitbare Paar, das sich in gutem Kampfe soviel Siege wie Narben holte und immer wieder Jugend in sich fand, nun endgültig aufs Altenteil zurückziehen? Sich daran genügen lassen, daß „Niveau“ bleibt? Überraszendes, Tathaftes geschieht nicht mehr. Und Dr. Becker? Läßt er sich vom Verwaltungsapparat verschlucken? Soll, bis der neue Assistent kommt und Duisburg amputiert wird, wirklich gar nichts weiter geschehen? Läßt sich nicht wenigstens das Allgemeinniveau schon doch so zwischendurch ein wenig heben? Darf ein so ungeheuerlicher Kitsch wie die Amtszimmerdekoration in „Kabale und Liebe“ überhaupt noch auf der Szene eines Hauses erscheinen, das ein

Wissender verwaltet? Einstweilen sind nur zwei Werte da, die Blut von unserem Blute sind: Die Turandotinszenierung und Dina Jähner. Einsam (und in vielem Wesentlichen noch unerweckt), steht sie inmitten des konventionsverstaubten Coulissenplunders, — eine Spielerin der Aufführungen, die da kommen werden. Hoffentlich werden! *EGON ADERS.*

GESÄNGE DER EINSAMKEIT

Ein schmales Bändchen Gedichte, gut ausgestattet in dem rührigen Verlage von Erich Mattes — ein Buch aber mit einem enormen Schwergewicht der Seele. Die Verfasserin — vor längeren Jahren mit zwei Büchern hervorgetreten: einem Prosa-buch und einem Gedichtbuch — ist eine Frau, die ganz unliterarisch ihre Dichtungen schreibt, von nirgendwoher beeinflusst erscheint. Und doch, wie die Einleitung auch aufzeigt, — offenbaren diese Dichtungen das Verbundensein mit vergangener, ja ganz alter Volksseele. In einer geradezu erschütternden Echtheit gestalten diese Gedichte die Tragik eines Frauenlebens, zeigen Leid, Schicksal und Überwindung. Es gibt wenige Dichterinnen in Deutschland — gegenwärtig —, die urtümlich dichten. Viele, ich nehme da auch die Miegel und Lulu von Strauß nicht aus, sind ganz und gar epigonal gerichtet. Neues Können zeigte sich in der Lasker-Schüler (im Sturmkreis). Hier steht in Julie Kruse eine Dichterin, die der ebenbürtig ist. Rhythmen von dieser Neuheit, von solcher unbekümmerten Gewalt der Eingebung sind selten in Deutschland. Für Menschen, die „süße“ Gedichte wie Zuckerzeug schlecken wollen, ist dies freilich nichts. Hier sind herbe Gestaltungen. Wer, von Männern und Frauen, nach solchen Verlangen trägt, der greife zu diesem Buch.

WALTER SCHMITZ.

Aus meinem Herzen sickern dunkle Tropfen,
Wie meines Herzens Blutstropfen klopfen!
Nähm meines Lebens dunkle Nacht ein Ende!

Daß meines Lebens Nacht
Das Taglicht fände!
Ich liebte dich, wie nimmer mich,
Du herzgeliebtes süßes Ich.